

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wasser

«Heb Sorg zum Wasser!» – «Wasser ist kein mehrbares Gut.» – «Ohne Wasser kein Leben.»

Lange Zeit zierten diese Slogans die Fensterscheiben unseres zürblauen Trams. Sie blieben nicht ohne Wirkung auf mich. Ich ging bewusst sparsam um mit dem köstlichen Nass, befasste

Von Ruth Rossi

mich eingehend mit seinem Woher und Wohin.

Unser Wasser kommt aus dem Seewasserwerk, ist einwandfrei geklärt und gereinigt. Trotzdem fällt es mir schwer, dem Aufruf «Trink Wasser ab em Hahne, es isch guet und gsund!» zu folgen.

Der Gedanke, dass dieses Wasser am oberen Zürichsee und im Glarnerland durch etliche andere Münder, Mägen und sanitäre Anlagen geflossen ist, bewirkt, dass ich es lieber nur in gekochtem Zustand, als Tee oder Kaffee, genieße.

Meine Sparbemühungen würden sich in der Wasserrechnung niederschlagen, dessen war ich gewiss. Doch ich wurde enttäuscht. Einen Rechnungsfehler vermutend, entschlüsselte ich das Dokument.

«Unmöglich!» rief ich aus. 300 Liter sollten wir täglich in unserem Zweipersonenhaushalt verbrauchen. Ich dachte an jene Ferienwohnung, wo wir das Wasser kesselweise vom Brunnen in die Küche hinauftragen mussten. Damals waren wir zu viert. «Unmöglich!» sagte ich noch einmal.

Neugierig geworden, wollte ich wissen, woraus sich meine 150 Tagesliter zusammensetzten. Ich begann mich zu kontrollieren. Am Morgen betätigte ich als erstes die WC-Spülung. Etwa zehn Liter «verrauschten» pro Mal, hatte ich kürzlich gelesen. Aber wie oft am Tag suchte ich das Örtchen auf? Ich musste mir eingestehen, dass hier sicher ein Drittel meines Anteils verschwand. Dafür fielen die paar Liter beim Duschen nicht stark ins Gewicht, tröstete ich mich, hüpfte in die Badewanne, steckte den Stöpsel ein und duschte wie alle Tage. Bald stand ich knöcheltief im Wasser. Dann holte ich das Messermass, rechnete: Länge mal Breite mal Höhe. Unglaublich, was so ein Wännchen fasst! Um ganz sicher zu sein, schöpfte ich es aus. Dann stellte ich den Putz-

eimer bereit und sammelte das Wasser vom Händewaschen, Abwaschen, Gemüse- und Salatwaschen, Zähneputzen. Je weiter der Tag fortschritt, und je öfter ich den Eimer leerte, desto kleinlauter wurde ich. Ich stellte fest, dass meine häufigste Bewegung zu Hause das Drehen des Wasserhahns ist.

Schliesslich gab ich mich geschlagen. Wenn auch an diesem Tag die 150 Liter nicht ganz zusammenkamen, sorgte bestimmt die Waschmaschine dafür, dass der Durchschnitt stimmte. Ausserdem bin ich einem gelegentlichen Vollbad nicht abgeneigt ...

Etwas tröstet mich: Ich habe das Wasser nicht verwendet, sondern nur gebraucht. Weiter unten im Limmattal kommt es wieder, gereinigt und geklärt, als Trinkwasser aus den Hahnen!



Babysprache

In grauer Vorzeit soll sich einmal folgendes zugetragen haben:

Vor wenigen Stunden hatte die junge Frau mit dem Neugeborenen, ihrem ersten Baby, das Spital verlassen, als das schier Unvermeidliche eintrat, sogar im eigentlichen Sinn des Wortes. Tante Amanda und Tante Jolanda, zwei ältliche, unverheiratete Schwestern, zwar eher weitläufig verwandt, aber ungemein anhänglich und feierfreudig, standen vor der Tür. Sie wollten natürlich den «süssen Kleinen» bewundern! Ihr Respekt vor der Institution «Tante» verbot der jungen Mutter, auch nur anzudeuten, wie müde sie war.

«Welch niedliches Näschen!» rief die eine aus. «Was für ein herziges Mündchen!» schwärmte die andere, und beide beugten sich tief über die Wiege. «Eidadei», flötete Amanda. Jolanda versuchte den Winzling zu kitzeln und gurrte dabei: «Gaga.» Das Baby wurde zusehends unruhiger, dann begann es aus Leibeskräften zu brüllen. «Dudu!» drohte Amanda und fuchtelte mit dem Zeigefinger vor seinem Gesichtchen herum. «Mein Mann und ich reden ganz normal mit ihm», wagte die junge Frau zu bemerken. «Unsinn!» widersprachen die Tanten. «Euer Baby versteht noch kein einziges Wort.»

Pünktlich zum ersten Geburtstag erschienen sie wieder. Der Kleine probierte zu diesem Zeitpunkt ein paar unsichere Schritte

und wenige sinnvolle Wörter: Mama, Papa, heiss ... «Eidadei», flötete Amanda, und Jolanda gurrte: «Gaga.» Erschreckt flüchtete er in die Arme seiner Mutter. «Ihr könnt ganz normal mit ihm reden», sagte diese. «Er kann noch nicht viel sagen, aber er versteht fast alles.» – «Unsinn!» widersprachen die Tanten.

Pünktlich zum zweiten Geburtstag waren sie wieder da ...

Eines Tages bekam der inzwischen fast Vierjährige ein Schwesterchen. Amanda und Jolanda liessen es sich nicht nehmen, die junge Mutter gleich am Tag ihrer Heimkehr zu besuchen. Schliesslich wollten sie die «süsse Kleine» in der Wiege bewundern! «Eidadei!» flötete Amanda. Jolanda versuchte, das Baby zu kitzeln, und gurrte: «Gaga.» Stumm und in ihr Schicksal längst ergeben stand die Frau, hörte sich das Gepolper an. Da geschah es: Plötzlich fragte der Kleine: «Warum stottern die Tanten? Können sie nicht richtig reden?» Drei Frauen liefen rot an – die beiden Tanten natürlich aus Empörung. Aber dann spürte die junge Mutter die ungeheure Zwerchfellerschütterung. Das Glucksen tief in ihrem Inneren schwoll an; endlich brach sie in ein lautes, befreiendes Gelächter aus, in das ihr Söhnchen fröhlich einstimmte.

In unserem aufgeklärten Zeitalter gibt es selbstverständlich keine Amandas und Jolandas mehr, die diese alberne «Babysprache» sprechen, nicht wahr? Eidadei!

Barbara Gobrecht

Spass muss sein

«FF», riefen wir uns einst zu, wenn wir ein wirkliches oder zweifelhaftes Vergnügen – zum Beispiel den Zahnarztbesuch – vor uns hatten. Das hiess: «Viel Vergnügen!» Heute gibt es kein Vergnügen mehr. Auch die Freude existiert nicht mehr. Freude an der Arbeit, an einer Aufgabe? Nein. Entweder macht sie einem Spass, oder sie stinkt einem. Alles ist Spass oder Sch...

Kein Tag vergeht, ohne dass sich die Herren oder Damen am Radio und im Fernsehen «verabschieden dürfen», wenn ihr Spruch aufgesagt ist; sie merken nicht, wie unhöflich das klingt. Einem begeisterten Ansager täte es leid, sich verabschieden zu müssen. Man ist also froh, uns Konsumenten möglichst rasch loszuwerden.

Briefe schliesst man bekanntlich hochachtungsvoll oder mit freundlichen Grüssen. Unsere Fernseh- und Radiosprecher haben eine Schlussfloskel aufgeschnappt, die praktischer ist und die sie eifrig anwenden: «Das war's, liebe Zuschauer (Zuhörer).» Manchmal empfindet man diesen Schlusspunkt wie eine kalte Dusche.

Jener Hochschulprofessor, den unser Vater einmal zitierte, drückte sich weniger präzise, aber ahnungsvoll aus. Sein Spruch, der in unserer Familie zum geflügelten Wort wurde, lautete: «Es liess sich noch vieles sagen, aber es nützt ja doch nichts.» Isabella